

„Citizen Science“ – eine Programmatik zur Rehabilitierung des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie

Matthias Jung

Zitiervorschlag

Matthias Jung. 2015. „Citizen Science“ – eine Programmatik zur Rehabilitierung des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie. Forum Kritische Archäologie 4:42-54.

URI http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2015_4_6_Jung.pdf

DOI [10.6105/journal.fka.2015.4.6](https://doi.org/10.6105/journal.fka.2015.4.6) ; <http://dx.doi.org/10.17169/refubium-42274>

ISSN 2194-346X



Dieser Beitrag steht unter der Creative Commons Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 (Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitung) International. Sie erlaubt den Download und die Weiterverteilung des Werkes / Inhaltes unter Nennung des Namens des Autors, jedoch keinerlei Bearbeitung oder kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen zu der Lizenz finden Sie unter: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>.

„Citizen Science“ – eine Programmatik zur Rehabilitierung des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie¹

Matthias Jung

Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Goethe-Universität Frankfurt am Main

Zusammenfassung

In seinem unlängst erschienenen Buch „Citizen Science“ untersucht der Wissenschaftstheoretiker Peter Finke die Rolle von Laiinnen und Laien für die Wissenschaft. Sein Anliegen ist es, ihre Bedeutung für den Erkenntnisfortschritt wie auch für ein praxisbezogenes bürgerschaftliches Engagement darzulegen. Aus zahlreichen Blickwinkeln variiert Finke den Grundgedanken einer Kontinuität des Handelns von Laiinnen und Laien zu dem von Fachwissenschaftlerinnen und Fachwissenschaftlern, die durch die institutionalisierten Erscheinungsformen der Wissenschaft verschleiert wird. Demgegenüber sollen im vorliegenden Beitrag Aspekte der Diskontinuität hervorgehoben werden, die es zu berücksichtigen gilt, gerade wenn man von der Wichtigkeit einer Etablierung und Förderung von „Citizen Science“ überzeugt ist.

Abstract

In his recent book, *Citizen Science*, the philosopher of science Peter Finke investigates the role of amateurs in science. His concern is to sketch their importance for the progress of knowledge as well as for a praxis-oriented citizen engagement. Working from multiple perspectives Finke examines the idea of a continuity of action (*Handeln*) between amateurs on the one hand and scientific experts on the other, which he argues is disguised by institutionalized manifestations of science. In contrast, in this paper aspects of the discontinuity are highlighted. These should be kept in mind especially if one is convinced of the importance of establishing and supporting “citizen science.”

Keywords

Hobbyarchäologie, citizen science, Wissenssoziologie, Wissenschaftspraxis

¹ Für freundliche Hinweise danke ich Andreas Franzmann, Tübingen.

„Dies Bedürfnis, zu den Ursprüngen hinabzusteigen, ist so mächtig, daß es nicht von bloßer Neugier getrieben sein kann. Die Vorgeschichte wird von vielen Vorgeschichtlern als eine persönliche Angelegenheit empfunden, sie ist wohl die Wissenschaft mit den meisten Amateuren, eine Wissenschaft, die jedermann ohne besondere Befähigung betreiben zu können glaubt. Die Reichtümer der Archäologie rufen bei fast jedem Menschen ein Gefühl von Heimkehr hervor, und kaum jemand kann sich der Versuchung entziehen, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit die Erde zu durchwühlen, wie ein Kind sein Spielzeug zerlegt.“

(Leroi-Gourhan 1980: 13)

„Citizen Science“, der erfahrungswissenschaftliche Habitus und das Strukturproblem wissenschaftlicher Laiinnen und Laien

Der Wissenschaftstheoretiker Peter Finke hat mit „Citizen Science“ (Finke 2014) ein Buch vorgelegt, das wissenschaftliche Betätigungen von Laiinnen und Laien² zum Gegenstand hat und dessen Anliegen es ist, ihre zuweilen belächelten und seitens der professionellen Wissenschaft nicht ganz ernstgenommenen Aktivitäten zu rehabilitieren. Nicht nur soll die Aufmerksamkeit auf die verborgenen Potentiale wissenschaftlichen Laienhandelns gelenkt und sein Beitrag zum Erkenntnisfortschritt im engeren Sinne gewürdigt werden, die Laiinnen und Laien firmieren darüber hinaus als lebendige Exempel bürgerschaftlichen Engagements (deshalb: „Citizen Science“). Auch der „Wutbürger“ sei ein „Wissensbürger“, und bezugnehmend auf das Beuyssche Diktum, jeder Mensch sei ein Künstler, merkt Finke an: „Wäre er selbst nicht Künstler, sondern Wissenschaftler gewesen, hätte er wahrscheinlich gesagt: Jeder Mensch ist ein Wissenschaftler. Und er hätte genau so recht damit gehabt“ (Finke 2014: 159).³ Vor dem Hintergrund

² Der Verfasser hatte in dem diesem Text zugrunde liegenden Manuskript in Einklang mit der Grammatik des Deutschen aus sprachästhetischen und sprachökonomischen Gründen das generische Maskulinum verwendet. Die ausdrückliche Nennung der jeweils weiblichen Form erfolgt auf den Wunsch der Herausgeberinnen und Herausgeber.

³ Unmissverständlich votiert Finke aber gegen eine kulturindustrielle Indienstnahme von Wissenschaft in Gestalt „unterhaltsamer Wissenschaftsshows“, die ihr Ziel, komplexe Inhalte anschaulich darzubieten, verfehlen: „Tatsächlich entsteht dadurch jedoch das falsche Bild einer ihrer faktischen Mühen entkleideten, spektakulären Ansammlung lustiger oder raffinierter Demonstrationen, die das, worum es in der Wissenschaft geht, kaum verständlicher machen, sondern es

einer empirischen Untersuchung zu den Motivlagen von Hobbyarchäologinnen und -archäologen (Jung 2010a) sollen im Folgenden die Implikationen des Konzeptes „Citizen Science“ modellhaft anhand des Engagements von Laiinnen und Laien in der (ur- und frühgeschichtlichen) Archäologie diskutiert werden.

Finke veranschaulicht sein Verständnis von „Citizen Science“ anhand von vier Metaphern. Zunächst der einer *Himalayaexpedition*: Das Interesse von Medien und Öffentlichkeit richte sich auf die Gipfelstürmenden, dabei werde verkannt, wie viele Personen an der Vorbereitung und Durchführung einer solchen Expedition beteiligt seien. „Citizen Science ist eine Art Basislager der Wissenschaft“, und die mit dem Verbleib im Basislager verbundene Selbstbeschränkung sei kein Defizit, sondern zeuge von „Einsicht, Lebensnähe und Praxisbezug“, sei mithin also ein „Qualitätsmerkmal“ (Finke 2014: 10).

Die Metapher von dem *Apfelbaum* und den an ihm hängenden Früchten der Erkenntnis versinnbildlicht den Umstand, dass man zum Ernten der hoch hängenden Äpfel zwar Hilfsmittel benötige („Methodenleiter“), doch die unteren, vergleichsweise einfach zu pflückenden Äpfel nicht von minderer Qualität seien. „Dies bedeutet: Auch die bodennahe, lebensverbundene Wissenschaft ist nicht schlechter als die hohe, abstrakte (...)“ (Finke 2014: 56).

Als dritte Metapher führt Finke die eines *Gebäudes* an. Das „Haus der Wissenschaft“ umfasse zahlreiche Wohnungen, in welchen die unterschiedlichen Disziplinen hausten, ständig werde in ihm um- und angebaut, es wachse in die Höhe, das Dach sei als jeweils nur vorläufiger Abschluss ein Provisorium. Die unteren Stockwerke bevölkere die „Citizen Science“, „und hier muss jeder durch, auch derjenige, der hoch hinauf will“ (Finke 2014: 112). Zudem hänge die Statik des ganzen Gebäudes von der Stabilität dieses Fundaments ab.

Diesen Aspekt nimmt auch die letzte Metapher, die der *Pyramide*, auf. Deren hohe Spitze verlange nach einer breiten und sicheren Fundierung, sie sei so auch Sinnbild der demokratischen Verankerung von Wissenschaft im „Bürgerwissen einer gebildeten Zivilgesellschaft“ (Finke 2014: 182), das wiederum eine Kontrolle des Expertentums gewährleiste.

Wie auch immer es um die Stimmigkeit der zur Verdeutlichung von „Citizen Science“ bemühten Metaphern bestellt sein mag, ist ihnen doch allen

nur mehr in einen mediengerechten Rahmen einpassen. Hier wird Citizen Science mit Public Science verwechselt und Public Science mit Unterhaltung“ (Finke 2014: 206).

gemeinsam, dass sie die Kontinuität von der Laienforschung über die professionelle Wissenschaft bis hin zu einsamen wissenschaftlichen Spitzenleistungen ebenso betonen wie die Bedeutung der Laienforschung als notwendige Grundlage von Wissenschaft.

Dagegen soll in dem vorliegenden Beitrag ein entscheidendes Moment der Diskontinuität von Laien- und Fachwissenschaft herausgearbeitet werden, das jenseits von Fachwissen, Status, Reputation und anderen äußerlichen Indikatoren liegt: der professionalisierte Habitus erfahrungswissenschaftlichen Handelns.⁴ Habitus meint hier, angelehnt an die frühen Schriften Pierre Bourdieus, ein Prinzip oder eine generative Formel, die Urteile der Angemessenheit generiert und das Handeln strukturiert.⁵ Als Teil des „schweigenden“ oder „impliziten“ Wissens (Polanyi 1985) entzieht der Habitus sich der Abfragbarkeit: Er lässt sich nicht erfragen (erst recht nicht durch standardisierte Erhebungsinstrumente wie Fragebogen), sondern muss aus Handlungen und Sprechhandlungen rekonstruiert werden.⁶ Auch wenn der Habitus jenseits bewusster Kontrollierbarkeit operiert, ist er nicht mit dem Unbewussten im Sinne des dynamisch Verdrängten zu verwechseln.

Die Ausbildung in den Professionen⁷ besteht typischerweise aus zwei Komponenten: einem akademi-

schen Studium, das der Aneignung der jeweiligen kodifizierten Wissensbestände dient, und einer Phase, in welcher die „Novizinnen“ und „Novizen“⁸ in die spezifische Praxis ihrer Fächer eingeführt werden durch die Teilhabe an dieser Praxis, sowie die begleitende Unterweisung durch erfahrene Fachvertreterinnen und -vertreter. Die erste Komponente ist standardisierbar und kurrikularisierbar, die zweite nicht. Hier müssen die Novizinnen und Novizen lernen, einen Fall, ein konkret vorliegendes Handlungsproblem, zu verstehen, zu lösen und so Erfahrungswissen zu kumulieren. Den beiden Komponenten entsprechen zumeist auch zwei unterschiedliche zeitliche Phasen der Ausbildung, was aber nicht zwingend ist. Gerade in den Wissenschaften verlaufen Aneignung des Fachwissens und Einüben der Praxis wissenschaftlichen Problemlösens häufig parallel. Die epochale Leistung der Humboldtschen Universität lag darin, die Herausbildung eines erfahrungswissenschaftlichen Habitus institutionalisiert und ihm in der philosophischen Fakultät einen Ort gegeben zu haben. Die vielberufene Einheit von Forschung und Lehre ist nämlich Bedingung der Möglichkeit der Habitusbildung in den Erfahrungswissenschaften, die sich so gestaltet, dass die Novizinnen und Novizen über ihre Partizipation an der Forschung die Handlungslogik professionalisierter Praxis verinnerlichen. Dabei handelt es sich nicht (oder nicht in erster Linie) um einen Lern-, sondern um einen genuinen Bildungsprozess, bei dem die frühzeitige Teilhabe an authentischer, sich mit all den damit verbundenen Schwierigkeiten und Krisen in eine offene Zukunft hinein vollziehender Forschung entscheidend ist – anstelle eines bloßen Abspeisens mit Forschungssurrogaten in Form didaktischer Präparationen und Simulationen.⁹ Vom Ergebnis her betrachtet, muss den Novizinnen und Novizen am Ende dieses Bildungsprozesses eine Versachlichung ihrer Interessen gelungen sein, die verschiedene Facetten hat: Sie bedeutet eine Sublimierung der ursprünglichen Antriebe und deren Unterordnung unter eine strenge Sachhaltigkeit, das heißt auch eine Unterordnung unter die Logik des besseren Arguments, was wiederum impliziert, dass sie in der Lage sein müssen, sich kollegialer Kritik auszusetzen und eigene Hypothesen und Theori-

⁴ Grundlage dieser Ausführungen ist die von Ulrich Oevermann ausgearbeitete revidierte Professionalisierungstheorie (vgl. Oevermann 1996); die angeführte Untersuchung zu Hobbyarchäologinnen und -archäologen (Jung 2010a) ist entstanden im Rahmen des von Oevermann geleiteten Teilprojektes „Struktur und Genese professionalisierter Praxis als stellvertretender Krisenbewältigung“ des Frankfurter SFB/FK 435 „Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel“. Zu den Besonderheiten des erfahrungswissenschaftlichen Habitus vgl. Burkholz 2008: 213–222; Franzmann 2012; Oevermann 1996: 95–109; 2005a; zur historischen Genese und Institutionalisierung dieses Habitus vgl. Münte 2004; Münte und Oevermann 2002.

⁵ Bourdieu selbst hat sein Verständnis des scholastischen Begriffs „Habitus“ zuerst in Zusammenhang mit der künstlerischen Produktion in einem Nachwort zu einem Buch von Erwin Panofsky dargelegt (Bourdieu 1970), später, insbesondere in der bekannten Untersuchung „Die feinen Unterschiede“ (Bourdieu 1982), erfolgte dann eine Engführung des Habitus- mit dem Lebensstilkonzept. Ein in bewussten Konsumentscheidungen sich manifestierender Lebensstil ist aber allenfalls ein schwacher Abhub des Habitus als „Erzeugungsformel“ (Bourdieu 1982, 278) von Praxis.

⁶ Derartige Analysen hat Andreas Franzmann (2012) in seiner umfangreichen Studie zum professionalisierten Habitus in den Erfahrungswissenschaften vorgelegt.

⁷ Inwiefern die Erfahrungswissenschaften als Professionen zu begreifen sind, kann hier nicht entwickelt werden; es sei auf die einschlägigen Passagen in Oevermann 1996 und Franzmann 2012 verwiesen.

⁸ Die Logik dieser Phase der Praxisteilhabe unter der Bedingung eines Moratoriums ähnelt in der Tat einem Noviziat oder auch einem Lehrlingsverhältnis, weshalb im Folgenden die „Wissenschaftsanfängerinnen“ und „Wissenschaftsanfänger“ mit den Begriffen „Novizin“ bzw. „Novize“ bezeichnet werden.

⁹ Was dies betrifft, sind die Folgen der letzten Universitätsreformen, welche die Verbindlichkeit des Modells einer Einheit von Forschung und Lehre endgültig zerstört haben, noch nicht abzusehen.

en gegebenenfalls aufzugeben.¹⁰ „Versachlichung“ meint nicht die Tilgung der Leidenschaft, mit der die Forschung betrieben wird, aber doch ihre Relativierung zu einem bloßen Moment, die Fähigkeit zur Abstraktion von den affektuellen Qualitäten, die sich mit einem Forschungsgegenstand verbinden.¹¹ Professionalisierte Forscherinnen und Forscher müssen den Fallibilismus ebenso verinnerlicht haben wie die Orientierung an der regulativen Idee der Wahrheit, und sie erreichen dies durch Partizipation an ernsthafter Forschung und die Mentorenschaft erfahrener Forscherinnen und Forscher – durch ein Selbststudium indes lässt sich dieser Habitus kaum ausbilden.¹²

Zu den biographischen Hintergründen des Interesses an Gegenständen der Wissenschaft bemerkt Finke: „Letztlich beginnt alle Wissenschaft mit privaten Motiven – auch Profis haben ihr Studienfach oder ihr Forschungsthema meist aufgrund ihrer persönlichen Interessen gewählt“ (Finke 2014: 121). Das ist sicher zutreffend, doch maßgeblich bleibt, welche Rolle diese initialen Motive im weiteren Verlauf spielen, ob sie so umgebildet werden können, dass sie im Dienste erfahrungswissenschaftlichen Handelns stehen oder ob sie im Gegenteil die Entwicklung des ihm korrespondierenden Habitus verhindern.

Mit diesem Verständnis einer Professionalisierung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gewinnt man auch einen Begriff von dem Strukturproblem wissenschaftlicher Autodidaktinnen und Autodidakten. Es kommt eben nicht lediglich auf die Aneignung und Kumulation von Fachwissen an, sondern auf die Herausbildung eines bestimmten Habitus. Gewiss wäre es eine falsche Generalisierung, die Bildung dieses Habitus ausschließlich auf eine universitäre Ausbildung zu reduzieren – unerlässlich für sie ist aber, dass die Praxis, in der sie sich vollzieht, der universitären Ausbildung analoge Struktureigenschaften aufweist, also ein Meister-Schüler-Verhältnis, in dem die Novizinnen und Novizen mit typischen Handlungsproblemen, Möglichkeiten ihrer Bearbeitung, aber auch Fallstricken von Lö-

sungsversuchen vertraut gemacht und sukzessive zu selbständigen Lösungen angehalten werden.

In diesen Zusammenhang gehört auch eine Bestimmung des Verhältnisses von Datenerhebung und Datenauswertung, die sich in den verschiedenen erfahrungswissenschaftlichen Fächern sehr unterschiedlich darstellt. In der Archäologie ist dieses Verhältnis besonders anschaulich, es manifestiert sich einerseits in Ausgrabungen oder Surveys sowie der Dokumentation und Aufbereitung der dabei angetroffenen Funde bzw. Befunde, andererseits in der darauf aufsattelnden wissenschaftlichen Bearbeitung. In einem analytisch strengen Verständnis ist das eigentliche Feld wissenschaftlichen Handelns die Auswertung, verstanden als methodisch geregelte Erschließung von Realität. Sie ist professionalisierungsbedürftig im Sinne der Ausbildung eines Habitus, während es bei der Datenerhebung um das Erlernen und Einüben der jeweiligen fachspezifischen Techniken geht, die in vielen Fällen auch an nichtwissenschaftliches Personal delegiert werden können. Dennoch ist es auch für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wichtig, diese Techniken der Datenerhebung erlernt und angewandt zu haben, weil sie so ein Gefühl für die zu untersuchenden Gegenstände, ein über den konkreten Umgang vermitteltes Verständnis des Materials gewinnen, weshalb man verallgemeinernd sagen könnte, dass dies eine notwendige Voraussetzung für den Habituswerb darstellt. Selbstverständlich müssen gute Ausgräberinnen und Ausgräber nicht zwangsläufig auch gute Auswerterinnen und Auswerter sein (und umgekehrt). Diese sinngemäß auch auf andere Wissenschaften übertragbare strukturelle Differenz von Datenerhebung und –auswertung und der unterschiedliche Grad der Professionalisierungsbedürftigkeit beider Handlungsfelder werden von Finkes Metaphern getilgt – die an dem „Apfelbaum der Wissenschaft“ hängenden Früchte sind eben nicht gleich, was freilich nicht impliziert, dass die einen „besser“ oder „wertvoller“ als die anderen sind.

Historisches Fallbeispiel zur archäologischen Laienforschung: Heinrich Schliemann und sein „Schmähschreiber“ Ernst Boetticher

Finke verweist auf „einige herausragende Figuren, die fast wie Leitfiguren der heutigen Citizen Science-Bewegung wirken, weil sie weniger durch Universitäts-, als durch Selbststudien zu dem wur-

¹⁰ Deshalb ist die mangelnde Bereitschaft von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, Kritik zu üben und sich mit Kritik auseinanderzusetzen, ein Indikator für Deprofessionalisierungstendenzen (vgl. hierzu Liebermann und Loer 2007).

¹¹ Oevermann spricht mit Rekurs auf Max Weber von einer widersprüchlichen Einheit „von Leidenschaft, in Neugierde und Faszination vor der Neuheit der Einsicht sich zeigend, und von Routine bzw. Unterordnung unter die methodischen Regeln“ (Oevermann 1996: 106).

¹² Damit soll freilich keine Auratisierung dieses Habitus betrieben werden, der für sich genommen noch kein Garant für die Produktion sachhaltiger Erkenntnis ist.

den, was sie waren oder sind“ (Finke 2014: 27), wie zum Beispiel Charles Darwin oder Gregor Mendel. Nun ist der Erwerb eines Forschungshabitus in der beschriebenen Form nicht notwendig an den Besuch von Universitäten gebunden, gleichwohl sind – oder, wie man mit Blick auf die Folgen der letzten Universitätsreformen vielleicht sagen muss, – waren sie der ausgezeichnete und institutionalisierte Strukturort hierfür.¹³ Was die angeführten historischen Gewährsleute von „Citizen Science“ angeht, so könnte man frei nach Brecht sagen, dass man eben doch nur die im Licht sieht, und nicht diejenigen, denen die Habitusbildung misslang. Ein solcher Fall soll nachfolgend beschrieben werden. Er ist deshalb so instruktiv, weil er einen ihm in Charakter und Begabung ähnlichen Antipoden hatte, der aber, wenn auch durchaus nicht bruchlos, einen Forscherhabitus zu entwickeln vermochte: Gemeint ist der Hauptmann a.D. Ernst Boetticher (1842–1930), der langjährige Opponent Heinrich Schliemanns, von diesem regelmäßig als sein „Schmähschreiber“ bezeichnet. Er vertrat vehement die These, das von Schliemann in Hissarlik Ausgegrabene sei nicht Überrest einer Siedlung, sondern vielmehr einer „Feuernekropole“, das vermeintliche Troja sei also in Wirklichkeit ein Krematorium gigantischen Ausmaßes.¹⁴ Die Persönlichkeiten beider lassen sich als intelligent, belesen, versatil, tüchtig, hartnäckig und leicht reizbar beschreiben, und weder Schliemann noch Boetticher durchliefen eine intensive universitäre Ausbildung. Schliemann belegte ab 1866 Lehrveranstaltungen an der Sorbonne: „Französische Sprache und Literatur im 16. und 19. Jahrhundert, griechische Philosophie und Literatur, arabische Sprache und Dichtung, ägyptische Philologie und Archäologie und vergleichende Sprachwissenschaft“ (Witte 2013: 41). Der Bogen seiner wissenschaftlichen Interessen war weit gespannt, doch vor dem Hintergrund seiner rastlosen Reisetätigkeit und der Aufnahme seiner Forschungen in Griechenland 1868 ist nicht davon auszugehen, dass seine universitären Studien den Effekt des Erwerbs eines erfahrungswissenschaftlichen Habitus haben konnten, der als Bildungsprozess Zeit benötigt. Ähnlich Boetticher, der im Alter von 34 Jahren 1876 im Rang eines Hauptmanns als Kriegsinvalide

pensioniert wurde und nach seiner Übersiedelung nach Berlin 1881 die Universität besuchte. Hier belegte er „u.a. Politik und Geschichte bei Heinrich von Treitschke, Nationalökonomie bei Adolph Wagner sowie Philosophie bei Friedrich Paulsen, um sich schließlich v.a. der Archäologie zu widmen“ (Zavadil 2009: 22). Zugleich begann seine rege Publikationstätigkeit, und spätestens ab 1882 beschäftigte er sich mit den Schliemannschen Befunden in Hissarlik. Auch in seinem Fall verraten die von ihm frequentierten universitären Veranstaltungen ein breites Interessenspektrum, aber auch hier war die in der Universität verbrachte Zeit für eine Habitusformung nicht ausreichend. Bei Schliemann wie bei Boetticher wird der Besuch der Universität vor allem der Aneignung und Akkumulation von Wissen gedient haben.

In Briefen Schliemanns aus den 1850er Jahren spricht sich eine abstrakt-allgemeine, nicht erfahrungsgesättigte Faszination durch „die“ Wissenschaft aus, gepaart mit der Befürchtung, selbst „mein ganzes Leben lang in wissenschaftlicher Hinsicht nur ein *Stümper*“¹⁵ zu bleiben. Auch betont er die „Herzensruhe und Selbstzufriedenheit“¹⁶, die ihm die Beschäftigung mit Wissenschaft gewähre. Es ist in dieser Zeit primär die psychische Wertigkeit, welche die Bedeutung der Wissenschaft für Schliemann ausmacht, und nicht das Interesse an einem Forschungsgegenstand, dessen Widerständigkeit durch Erkenntnis aufzulösen wäre. Es mangelt nicht an Äußerungen, in denen er seine Überlegenheit gegenüber den „Stubengelehrten“ bekundet, doch suchte er andererseits um den Rat von Fachleuten nach, wie etwa ein Brief an Ernst Curtius zeigt.¹⁷ Schliemann wusste um die eigenen Insuffizienzen auf dem Gebiet des wissenschaftlichen Handelns und wandte sich deshalb an Fachgelehrte, wobei es ihm, wie gerade auch aus dem Brief an Curtius hervorgeht, nicht nur um die Klärung konkreter Fragen, sondern die Einrichtung einer Art Mentorenverhältnis ging. Dies markiert eine entscheidende Differenz zu Boetticher, der, soweit die Quellen diesen Schluss zulassen, nicht Rat und Belehrung suchte, sondern Bestätigung sowie Verbündete in Gestalt einflussreicher Fachgelehrter, welche die von ihm propagierten Theorien in der Fachöffentlichkeit vertraten. Er fühlte sich von der Fachwelt übergangen, „da ich nicht

¹³ Vgl. hierzu den Fall von Herrn Wöhrl, der aufgrund günstiger biographischer Konstellationen einen vollgültigen Forscherhabitus als Archäologe auszubilden vermochte, bevor er ein entsprechendes Studium aufnahm (Jung 2010a: 225–257).

¹⁴ Nachfolgend werden nur einige, in Zusammenhang mit der Habitusbildung aufschlussreiche Aspekte der komplexen und facettenreichen Kontroverse zwischen Boetticher und Schliemann skizziert. Verwiesen sei auf die vorzügliche, von Michaela Zavadil vorgelegte Dokumentation dieser Kontroverse (Zavadil 2009).

¹⁵ Schliemann an Magdalena Schliemann, 31.12.1856, zit. nach Meyer 1953: 88; Hervorhebung im Original.

¹⁶ Schliemann an Hepner, 02.04.1858, zit. nach Meyer 1953: 93.

¹⁷ Schliemann an Curtius, 03.02.1872, in: Meyer 1953: 202; vgl. auch die Anmerkung von Ernst Meyer zu diesem Brief (Meyer 1953: 334 Anm. 278).

über den Doctorhut verfüge“¹⁸, und währte, „in Hisarlik besser zu Hause“ zu sein „als Dr. Dörpfeld, kraft sorgsamem Vergleichens aller Berichte, Zeichnungen und Pläne seit Beginn der Schliemann'schen Forschungen und kraft des Besitzes archäologischer und ethnologischer Kenntnisse“ (Boetticher 1889: 5); darüber hinaus führte er zu seiner fachlichen Legitimation an, „als [...] ausgebildeter und praktisch erprobter Artillerieoffizier [...] darüber, ob fragliche Bauten ihrer Natur nach Festungswerke sein können, wohl mehr Urtheil“ als Dörpfeld zu besitzen. Auch nahm er für sich in Anspruch, er habe „in Krieg und Frieden gewiss soviel Erdarbeiten geleitet wie jemals dieser“ (Boetticher 1889: 5).

Die in diesen Ausführungen fassbar werdende Frontstellung zwischen „Spatenforschern“ und „Stubengelehrten“ verweist auf die Differenz von Datenerhebung und Datenauswertung: Die Datenerhebung manifestiert sich in Ausgrabungen oder Surveys sowie der Dokumentation und Aufbereitung der dabei angetroffenen Funde und Befunde, die Datenauswertung in der darauf aufsattelnden wissenschaftlichen Bearbeitung und Deutung. Schliemann neigte zu Beginn seiner archäologischen Tätigkeiten dazu, die Bedeutung der Ausgrabung zuungunsten der Auswertung zu überschätzen, so als ob die freigelegten Funde und Befunde für sich selbst sprechen könnten und eine interpretierende Auswertung nicht mehr benötigten – wenn man nur den Ausgrabungsort mittels der Homerschen Epen oder anderer antiker Quellen identifiziert habe, dann liege der Charakter der Funde und Befunde als beispielsweise dem Personal der Epen zugehörig auf der Hand.¹⁹ Für die Einsicht in die Notwendigkeit einer maßgeblich auf dem Wege des Vergleichens zu vollziehenden Deutung und Bestimmung war für Schliemann die Person Rudolf Virchows zentral. Diese Läuterung Schliemanns zur Wissenschaftlichkeit, die eine Überformung des Kaufmannshabitus bedeutete und die an mit diesem verbundene Tugenden – Genauigkeit, Selbstdisziplin, Exaktheit der Dokumentation (vgl. Herrmann 1990: 68) – anknüpfen konnte, vollzog sich wesentlich während der gemeinsam

mit Virchow verbrachten Zeit in Troja von März bis Anfang Mai 1879 eine Art Crashkurs in der Aneignung der Logik wissenschaftlichen Handelns. Ernst Meyer trifft m.E. den entscheidenden Punkt, wenn er feststellt: „In jenen Wochen lebte Virchow seinem Gastgeber ohne viel Worte wissenschaftliches Denken und Verfahren vor“ (Meyer 1955: 158), denn die Habitusformung als Bildungsprozess vollzieht sich eben *nicht* in erster Linie durch explizite Unterweisung, sondern durch das exemplarische Vorleben der Bewältigung wissenschaftlicher Krisen.²⁰

In seiner Gedächtnisrede auf Schliemann spricht Virchow (1891) ausdrücklich die von Schliemann erworbene Fähigkeit an, sich Kritik zu stellen, Kritik anzunehmen und gegebenenfalls die eigenen Hypothesen im Lichte dieser Kritik zu revidieren. Dies ging Boetticher vollständig ab. Er beharrte auf einer einmal gefassten Meinung, ignorierte ihr widersprechende Evidenzen und nahm stattdessen Zuflucht zu Verschwörungstheorien. Boetticher hatte keinen Mentor, wie Virchow für Schliemann einer war, und die Frage muss offenbleiben, ob er, wenn er denn einen solchen gehabt hätte, in der Lage gewesen wäre, seine Feuernekropolentheorie aufzugeben. Der Streit entzündete sich an der Interpretation von Grabungsplänen. In den zahlreichen Räumen, wie sie sich in dem Buch „Ilios“ (Schliemann 1881: Plan 1) darstellen und die Schliemann als Teil der dritten Stadt, des Trojas Homers, ansprach, sah Boetticher einen Beleg für seine Theorie, Troja sei keine Siedlung, sondern eine Feuernekropole gewesen. Das Buch „Troja“ enthielt eine Korrektur (Schliemann 1884: Plan 7), mit der Boetticher sich nicht abzufinden bereit war. Der Plan zeigt die Reste großer Gebäude der zweiten Stadt, in der Schliemann mittlerweile das homerische Troja erkennen wollte. Boetticher verstieg sich zu dem Gedanken, Schliemann und Dörpfeld hätten diesen neuen Plan bewusst manipuliert, nur um seine Feuernekropolentheorie *ad absurdum* zu führen.

Die Bedeutung des Unterschiedes von Datenerhebung und -auswertung, im vorliegenden Fall in der Gestalt von Ausgrabung/Dokumentation und Interpretation, sah Boetticher indes recht klar, und er nahm in Anspruch, nicht der Ausgräber der Befunde sein und auch diese Befunde nicht aus eigener Anschauung kennen zu müssen, um eine stichhaltige Interpretation vorzulegen: „Die einseitige Betonung der Autopsie ist eine Verneinung des Denkens, ein Ausfluss der materialistischen Strömung von heute,

¹⁸ Boetticher an Ebers, 08.08.1888, zit. nach Zavadil 2009: 175.

¹⁹ Joachim Herrmann beschreibt diesen Umstand folgendermaßen: „Der Zwang zur wissenschaftlichen Akribie war Schliemann zur zweiten Natur geworden – sofern es um die Festschreibung von Phänomenen ging. Sobald es sich um Wesensdeutung und um die Darstellung historischer Zusammenhänge und Einsichten handelte, war Schliemann in methodischer Hinsicht mehr oder weniger hilflos. Spekulative Aussagen, Enthusiasmus und theoretische Simplifikationen sowie Kurzschlüssigkeit bestimmten seine Auffassungen vielfach“ (Herrmann 1990: 68).

²⁰ Aus diesem Grund lässt sich die Habitusbildung nicht kurrikularisieren, sie gehört dem „hidden curriculum“ der Universitäten an; diese Implizitheit und „Unsichtbarkeit“ begründet auch ihre Schutzlosigkeit gegenüber technokratischen Interventionen.

welche die mechanische Tätigkeit der Sinne, z.B. des Auges höher stellt als das geistige Urtheil. Der Schein trügt! Das alte Leitmotiv: ‚er ist ja gar nicht dagewesen‘ klingt überall aus Dörpfeld’s Polemik hervor“ (Boetticher 1889: 5). Damit verweist er ganz zu Recht auf die Eigenlogik und die eigene Dignität der Auswertung – zum Problem wird die Interpretation aber dann, wenn sie ihren hypothetischen Charakter verliert und sich zu einem unumstößlichen Dogma verfestigt. Mögliche Falsifikatoren werden dann entweder nicht zur Kenntnis genommen oder ohne inhaltliche Auseinandersetzung abgewehrt. Dann kann sie in der Tat den Charakter einer „fixen Idee“ annehmen, wie sie sich Boetticher von Moriz Hoernes (1890) attestiert glaubte, wogegen er sich bei dessen damaligem Vorgesetzten im Naturhistorischen Museum Wien, Josef Szombathy, wortreich verwahrte.²¹

In dem besagten Text stellt Hoernes einen Vergleich des Werdegangs Boettichers mit dem Schliemann an: „Aber sein Beispiel lehrt auch, wie man sich die hartnäckig versagte Anerkennung schließlich dennoch erringt. Nicht durch hypnotisierendes Wiederholen und Variieren strittiger Behauptungen, nicht durch erbitterte Streitschriften und ‚Sendeschreiben‘, wie Bötticher sie so unerschöpflich producierte, sondern durch beharrliches Weiterstreben und ehrliche Arbeit. Irrthümer freimütig einzugestehen, die Wahrheit mühsam herauszuschälen, seine Kräfte durch unbefangene Mitarbeiter und fortgesetzte Untersuchungen zu verstärken – das hat auch der glückliche Schliemann erst lernen müssen (...)“ (Hoernes 1890: 342). Mit diesen Worten beschreibt Hoernes prägnant den Prozess der Professionalisierung wissenschaftlichen Handelns.

Zeitgenössisches Fallbeispiel zur archäologischen Laienforschung: Herr Schneider

Zur weiteren Diskussion des Komplexes Professionalisierung, Habituswerb und Laienhandeln im Bereich der Archäologie sei rekuriert auf Ergebnisse einer Untersuchung zu den Motivstrukturen von Hobbyarchäologinnen und Hobbyarchäologen (Jung 2010a). Damit sind, in Abgrenzung einerseits von Facharchäologinnen und Facharchäologen und andererseits von illegal archäologisch Tätigen wie Sondengängerinnen und Sondengängern, Schatzsucherinnen und Schatzsuchern sowie Raubgräberinnen

und Raubgräbern, Personen gemeint, die mit behördlicher Genehmigung Feldbegehungen unternehmen. Entgegen einer verbreiteten Meinung handelt es sich bei den Hobbyarchäologen²² typischerweise nicht um Sammler, die sich den Mühen von Begehungen unterziehen, um sich archäologische Objekte zu verschaffen, von denen für sie eine Faszination ausgeht und die Bestandteil einer Sammlung werden. Das unterscheidet sie grundsätzlich von den Schatzbildungswünsche ausagierenden Schatzsucherinnen und Schatzsuchern. Für Hobbyarchäologen spielen Schatzbildungsmotive allenfalls eine untergeordnete Rolle. Sie wollen zwar das Verborgene entdecken, doch haben die dabei aufgespürten Objekte nur indikatorischen Wert, keinen Wert an sich. Wie bei den Schatzsucherinnen und Schatzsuchern ist es jedoch nicht ihr primäres Interesse, einen Beitrag zum Erkenntnisfortschritt zu leisten, dies ist nur ein (allerdings zumeist willkommener) Nebeneffekt ihrer Betätigungen. Für den „typischen“ Hobbyarchäologen ist vielmehr die Tätigkeit der Feldbegehung als solche wichtig, die ihm die Möglichkeit bietet, sich legitim von den Anforderungen der Sozialität zurückzuziehen und imaginativ mit der Vergangenheit in einen Dialog zu treten. Oft steht das Hobby im Dienste der Bearbeitung eines biographischen Problems, hier nimmt die Begehung den Charakter einer „Suche nach dem Verborgenen“ an, bei welcher die Beschäftigung mit der eigenen Vergangenheit auf eine Beschäftigung mit der kollektiven Vergangenheit verschoben wird. Eine in der eigenen Vergangenheit liegende Problemkonfiguration, zumeist verbunden mit Verlusterfahrungen, wird vermittelt über das Hobby Archäologie symbolisiert und so bearbeitungsfähig, auch wenn es auf diese Weise nicht gelöst, sondern nur in Schach gehalten werden kann. Diese Suche geht damit, um eine Formulierung aufzugreifen, die William Niederland mit Bezug auf Schliemann verwendet hat, einher mit einer „Überbesetzung des Unbekannten, Unerforschten in der Geschichte und der Geographie (Prähistorie, ‚unterirdische‘ Geographie)“ (Niederland 1965: 588).

Gewiss verdankt sich, wie Finke (2014: 121) feststellt, auch das initiale Interesse derjenigen,

²¹ Boetticher an Szombathy, 17.08.1890, zit. nach Zavadil 2009: 318-319.

²² Der nachfolgend stark verkürzt dargestellte und vielleicht zunächst etwas befremdliche Befund betrifft nach Ausweis der ausführlichen, in Jung 2010a vorgelegten Fallrekonstruktionen tatsächlich primär männliche Hobbyarchäologen, weshalb im Folgenden auch ausschließlich die grammatisch maskuline Form verwendet wird. Das bedeutet nicht, dass sich die Disposition zu einer „Suche nach dem Verborgenen“ auf Männer beschränken würde, anscheinend ist aber Archäologie als Hobby eine „männliche“ Sozialform, in welcher diese Disposition ausgelebt werden kann (vgl. Jung 2010a, 196-197).

die später Fachwissenschaftlerinnen und Fachwissenschaftler geworden sind, vor- und außerwissenschaftlichen Impulsen.²³ Die Ausbildung eines genuinen Forschungshabitus hat aber eine Umarbeitung dieser dem Bewusstsein zumeist entzogenen Antriebe qua Sublimierung zu ihrer Voraussetzung, was auch den Effekt hat, dass sie für die Forscherinnen und Forscher nichts Verhängliches mehr haben und auf Befragen genannt und erläutert werden können. Den Hobbyarchäologen sind dagegen ihre eigentlichen Motive nicht zugänglich, weshalb sie auf die Frage nach ihnen Rationalisierungen angeben. Die im Boden verborgenden Ordnungen vergangener Zeiten, denen man durch Feldbegehungen auf die Spur kommen kann, eignen sich in besonderer Weise für eine Symbolisierung der eigenen Vergangenheit, die nicht direkt thematisiert werden kann. Die Feldbegehungstätigkeit ist deshalb für sie etwas Intimes, das sie nicht mit anderen teilen wollen, und darum unternehmen sie die Begehungen bevorzugt allein. Zwei typische Beispiele für derartige Rationalisierungen seien beispielhaft genannt. Ein Mann gibt an, er führe Begehungen durch, um einen „Beitrag für die Gesellschaft“ zu leisten. Die Gemeinwohlorientierung, auf die er sich damit beruft, kann er mit Recht für sich in Anspruch nehmen, denn was er tut, ist als Beitrag zum Erkenntnisfortschritt in der Tat gemeinwohlbezogen. Sie macht aber nicht sein primäres Motiv aus – sein Handeln hat faktisch eine altruistische Komponente, es kann aber aus dieser heraus nicht hinreichend erklärt werden. Ähnlich verhält es sich bei der folgenden Darstellung eines anderen Mannes: „Ich bin so ein bisschen ein Naturmensch ja, und ähm äh und einfach ziellos durch die Gegend laufen das kann ich nicht.“ Der Rationalisierungscharakter dieser Begründung ist offenkundig, denn einerseits kann man als Wanderer oder Spaziergänger alle möglichen Ziele haben, die Unterstellung einer grundsätzlichen Ziellosigkeit impliziert also eine falsche Entgegensetzung zum Feldbegehen, und andererseits suchen gerade „Naturmenschen“ die Natur ohne Ziel auf, weil sie um einer lebendigen Naturerfahrung willen ihr sich öffnen und sich von ihr leiten lassen wollen. Außerdem ist eine Feldbegehung auch nicht konkret, sondern abstrakt zielgerichtet – das Ziel ist das Finden von Indikatoren einer vergangenen Ordnung, aber kein konkreter Ort. In beiden Fällen wird ein sicher mitbeteiligtes Motiv absolut gesetzt und als das eigentliche und dominante ausgegeben, und darin genau besteht die Rationalisierung, die kein Versuch der strategischen Täuschung des Fragenden, sondern eine systematische

Selbsttäuschung ist. Dieses Unaufgelöste und Abgewehrte behindert die Ausbildung eines professionalisierten Habitus. Eine bedingungslose Unterwerfung unter eine Sache ist denjenigen nicht oder nur eingeschränkt möglich, die Archäologie aus Problemlagen heraus betreiben, die mit unbewussten Konflikten verbunden sind, auch wenn sie über Voraussetzungen wie intellektuelles Vermögen, Fachwissen oder auch formale Qualifikationen verfügen. Würden sie die Archäologie zu ihrem Beruf machen, müssten sie sich ganz in den Dienst der Sache stellen, sich in der Logik des besseren Arguments bewegen und sich vor allem mit Kritik auseinandersetzen.

Nun beschränkt sich das Betätigungsfeld der Hobbyarchäologen aus den geschilderten Gründen gleichsam von selbst in erster Linie auf den Bereich der Datenerhebung. Sie verfolgen zumeist keine Ambitionen, die über Entdeckung und Dokumentation hinausgehen und auf die Modell- und Theoriebildung übergreifen. Wo dies der Fall ist, müssen noch andere Motive hinzutreten, wie etwa bei Herrn Schneider, dessen Agieren zuweilen wie das eines Wiedergängers Boettichers anmutet.²⁴ Im Alter von 17 Jahren wurde er 1946 unter dem Verdacht verhaftet, ein „Werwolf“ zu sein, von einem sowjetischen Militärtribunal verurteilt und nach acht Jahren entlassen, worauf er in die Bundesrepublik übersiedelte und als Chemielaborant arbeitete. Das Hobby Archäologie war für ihn überdeterminiert: Zum einen hatte es den Charakter einer „Suche nach der verlorenen Zeit“, zum anderen war es eine Kompensation der ihm durch die Haftzeit versagt gebliebenen Lebenschancen. Vor allem aber bot es ihm die Möglichkeit, seine Abneigung gegenüber, wie er sagte, „Akademikern“ auszuleben, die er in der ihnen projektiv unterstellten Charakterlosigkeit und Unfähigkeit vorführen wollte. Diese Abneigung speiste sich aus zwei Quellen. Sie war einmal Reflex einer allgemeinen Unfähigkeit, sich in rollenförmigen Interaktionen Vorgesetzten und Autoritäten gegenüber angemessen zu verhalten. Auf „Akademiker“ kaprizierte er sich im Besonderen, weil es ihnen möglich war, die ihm selbst vorenthaltenen Lebenschancen zu verwirklichen. Auf die Frage nach seinem Verhältnis zu den Facharchäologinnen und Facharchäologen antwortete Herr Schneider im Interview bezeichnenderweise mit Anekdoten über seinen Umgang mit den „Akademikern“ während seiner Berufstätigkeit. Sein Verhalten gegenüber den „Archäologen“ war nur eine Ausprägung seines Verhaltens gegenüber „Akademikern“ im Allgemeinen.

²³ Zu biographischen Ausgangskonstellationen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern vgl. Franzmann 2008; Loer 2008.

²⁴ Die Angaben zu Herrn Schneider sind anonymisiert; vgl. auch die Fallrekonstruktion in Jung 2010a (140–170) sowie Jung 2011.

Zu den „Archäologen“ merkte er im Interview an:²⁵

„Auf jeden Fall Akademiker# ich will also sagen, wenn sie mit den Archäologen, die ich kenne, ähm (..) es gibt ja auch en paar Harmlose wie den Dr. Dings hier, den Bezirksarchäologen (..) wie heißt er denn noch, ich vergess den Namen immer, der in L.bach gegraben hat die Langhäuser gesucht nix gefunden, der hat also# wenn sie angepasst waren, sind sie mit denen ausgekommen, ohne an ihrem Ruhm zu kratzen, wenn sie aber einen hatten wie den Schneider, der zwar tüchtig war, der da was als Laie hochgerechnet belesen war ich hab also oben Meterware an Literatur stehen, alles was neu herausgekommen war, hab ich also sofort gekauft, und jetzt im Internet ist überhaupt kein Problem, ich hab also# krieg also laufend jetzt von Ägypten gibt's ja diese Dienste, also das krieg ich ja alles automatisch und dann ähm mit denen können ses nicht so gut.“

Herr Schneider räumte ein, es gebe unter den Archäologen, mit denen er zu tun hatte, auch „Harmlose“, und als Beispiel führte er einen Bezirksarchäologen an, dessen Name ihm nicht einfiel und dessen fachliche Kompetenz er sogleich mit dem Hinweis auf eine erfolglose Ausgrabung in Frage stellte. Er gab damit zu verstehen, dass er ihn fachlich als unfähig erachtete, und genau in dieser Unfähigkeit lag seine Harmlosigkeit. Ein gutes Auskommen mit Archäologen wie mit Akademikern (sic) überhaupt sei nur unter der Bedingung einer Unterwerfung zu erlangen, „ohne an ihrem Ruhm zu kratzen“ – eine friktionslose Zusammenarbeit wäre demnach gar nicht möglich. Kontrastiv zu den angepassten Duckmäusern stellte Herr Schneider sich selbst dar, über sich in der dritten Person sprechend und sich damit erhöhend aus der Distanz beschreibend. Um sich ein Forum zu schaffen, gründete er einen faktisch nur aus seiner Person bestehenden Geschichtsverein. Die zahlreichen auf der Internet-Seite des Vereines zugänglichen Texte stammten ausschließlich aus seiner Feder, und auch hier schrieb er über sich in der dritten Person.

Eines seiner Interessen galt einer Gruppe neolithischer Gräber, die sämtlich durchlochte Steinperlen und -plättchen enthielten und zu Beginn des 20. Jahrhunderts von einem sich als Grabungsgehilfe verdin-genden Mann gefunden worden waren. Diese Perlen sind erwiesenermaßen Fälschungen, denn die feinen Durchbohrungen hätten mit Steinwerkzeugen nicht

bewerkstelligt werden können. Misstrauen erweckte außerdem, dass die Gräber ausschließlich von dieser einen Person entdeckt wurden. Herr Schneider war dennoch von der Unschuld des Mannes überzeugt und unternahm trotz stark angegriffener Gesundheit Feldbegehungen, um durch einen Fund vergleichbarer Steinperlen die Echtheit derjenigen aus den besagten Gräbern beweisen zu können. Der Glaube an die Unschuld des Finders wurde für ihn zu einer fixen Idee, die er mit einer trotzig und realitäts-verleugnenden Hartnäckigkeit verfolgte. Er identifizierte sich mit den Geschmähten, Verfolgten und zu Unrecht Verdächtigten und reinszenierte auf diese Weise die ihm selbst zugefügten Ungerechtigkeiten. In dem Versuch, die Unschuld des Mannes nachzuweisen, bearbeitete Herr Schneider sein eigenes Lebensproblem, ohne es direkt zum Thema zu machen. So konnte es nicht gelöst, aber doch immerhin gebändigt werden. Im Zusammenhang mit diesen Bemühungen korrespondierte Herr Schneider auch via E-Mail mit einem im Auftrag des Deutschen Archäologischen Instituts im Vorderen Orient tätigen Archäologen, weil dieser dort durchlochte Steinperlen gefunden hatte. Nachdem eine Antwort auf seine letzte Anfrage einige Wochen ausblieb, vermochte er sich dies nicht anders zu erklären, als dass „sie jetzt nun versuchen, meine Nachforschungen irgendwie zu torpedieren.“ „Sie“ meint ein Kartell von Akademikern (sic), die in seiner Wahrnehmung um jeden Preis verhindern wollen, dass die Wahrheit ans Licht kommt. In seiner Reaktion war er nicht zimperlich: Er wandte sich an das Auswärtige Amt, um eine Aussetzung der Forschungsgelder für die Ausgrabung zu erwirken, bis er eine Antwort von dem Archäologen erhielt.

Herr Schneider war intelligent, hatte ein tiefes Fachwissen, war sehr tüchtig, hartnäckig und in der Lage, auch Projekte wie Ausgrabungen zu organisieren und durchzuführen. Als Hobbyarchäologe leistete er, was hier aus Gründen der Anonymisierung nicht näher ausgeführt werden kann, bedeutende Beiträge zum Erkenntnisfortschritt.²⁶ Auf der anderen Seite war Erkenntnis für ihn kein Selbstzweck, sondern Mittel dazu, Archäologinnen und Archäologen, die er wie alle Akademikerinnen und Akademiker für faul, dünkelhaft und charakterlos hielt, vorzuführen und in ihrer Unfähigkeit bloßzustellen. Zwar könnte eine Konkurrenzsituation für sich genommen noch beflügelnd sein, bei ihm resultierte sie jedoch aus einer verzerrten Realitätswahrnehmung. Sein Blick auf die archäologischen Hinterlassenschaften war selektiv davon geleitet, was ihm bei seinen Aus-

²⁵ Notationskonventionen:

(..) deutliche Pause

Abbruch

Die Zeichensetzung zeichnet die Intonationskonturen der Äußerungen nach.

²⁶ Dies gilt im Übrigen für alle Hobbyarchäologen, deren Fallrekonstruktionen in Jung 2010a eingegangen sind.

einandersetzungen hätte nützlich sein können.

Gewiss ist die Persönlichkeitsstruktur von Herrn Schneider im Hinblick auf ihre destruktiven Anteile nicht repräsentativ für Hobbyarchäologen, doch tritt bei ihm (wie bei Boetticher) eine allgemeinere Konstellation markant hervor: Nicht Begabung, Intelligenz oder Fachwissen trennen sie von den Facharchäologinnen und Facharchäologen, sondern mit dem Hobby verbundene privatistische Vorbehalte, die der Ausbildung eines professionalisierten Erfahrungswissenschaftlichen Habitus im Wege stehen.

Über die Grenzen von „Citizen Science“

In der Argumentation Finkes zeigt sich eine eigentümliche Unentschiedenheit: Er sieht zum einen sehr klar die Differenzen von Fachwissenschaft und „Citizen Science“, zugleich tendiert er dazu, diese – etwa anhand der von ihm gewählten Metaphern – zu nivellieren.

Vorbehaltlos zuzustimmen ist all dem von Finke gegen die Geringschätzung und Abwertung von „Citizen Science“ Vorgebrachten – doch auch wenn man die Behauptung einer „Zweit- oder Drittklassigkeit der damit verknüpften Forschung“ (Finke 2014: 39) zurückweist, sollte dies – wie ausgeführt – nicht den Blick darauf verstellen, dass es einen qualitativen, in den unterschiedlichen Habitusformationen gründenden Unterschied des Handelns von archäologischen Laiinnen und Laien zu dem von Facharchäologinnen und -archäologen gibt. Wird er verkannt, verengt sich die Kritik an institutionellen Barrieren schnell zu einer Ideologiekritik, welche die Professionen auf eine systematische Ideologieproduktion zum Zweck der Schaffung und Wahrung von Pfründen reduziert (vgl. Franzmann 2012: 16–21). Nun argumentiert Finke aber weit differenzierter als seine vier Kontinuitäten suggerierenden Metaphern vermuten lassen. So sehr man beispielsweise die in den Wissenschaften institutionalisierte Binnenkritik und die mit ihr einhergehende Abschottung gegen Laienkritik in konkreten Fällen beanstanden mag, wertet Finke doch die im Vergleich zu den Fachwissenschaften kaum vorhandenen Kontrollmechanismen als Problem: „Citizen Science ist stärker von Scharlatanerie bedroht als Professional Science. Die Freiheit von Citizen Science hat also zwei Seiten: die schöne Seite des Fehlens von Kontrolle und Reglementierung, und die weniger schöne Seite, ein offenes Einfallstor für Dilettantismus und Vandalismus, für Heilslehren und Verantwortungslosigkeit zu sein“ (Finke 2014:

148-149). Immerhin habe ein derart aus dem Ruder laufendes Laienengagement im Normalfall keine dramatischen Folgen (Finke 2014: 104). Er unterscheidet zwei Spielarten von „Citizen Science“: „Eine, die Citizen Science als eine nichtselbständige Form von Wissenschaft auffasst, bei der die Beiträge der Laien letztlich einer Auswertung und Kontrolle durch die Experten bedürfen (meist auch bereits einer Planung durch diese), und eine andere, die sie als eine selbständige, solcher Kontrolle nicht bedürftige Form, breit in der Gesellschaft verankerter Wissensbeschaffung versteht“ (Finke 2014: 42). Die Aktivitäten der archäologischen Laiinnen und Laien sind ganz überwiegend dem erstgenannten Verständnis von „Citizen Science“ zuzurechnen, die Ergebnisse ihrer Betätigungen unterliegen der „Auswertung und Kontrolle durch die Experten.“ Verfolgen sie darüber hinaus auch noch theoretische Ambitionen, müssen weitere Motive hinzukommen, wie etwa bei Herrn Schneider ein kompetitives Moment, ein Bedürfnis, Archäologinnen und Archäologen in ihrem ureigensten Feld zu überbieten. Im Normalfall aber fällt im Bereich der Archäologie eine von Finke diagnostizierte Schwäche von „Citizen Science“, die explizite Theoriebildung, nicht stark ins Gewicht. Theorien „sind immer durch Abstraktheit gekennzeichnet, doch das Abstrakte ist keine Stärke der Citizen Science“ (Finke 2014: 102), deren Domäne vielmehr das Anschaulich-Lebensnahe sei. Mit dieser Nähe zu praktischen Nutzenanwendungen verbinde sich ein weiterer Unterschied zur professionellen Wissenschaft: „Citizen Science“ „kann wichtige emanzipatorische, befreiende Funktionen im Rahmen der Zivilgesellschaft erfüllen“ (Finke 2014: 65). Mithin wäre „Citizen Science“ besser als die Fachwissenschaften dazu geeignet, den Hiatus zwischen Theorie und Praxis zu übersteigen. Problematisch wird diese Einschätzung dann, wenn der Wissenschaft ihr fehlender Praxisbezug als Defizit vorgehalten wird. Wissenschaft hat aber Fragen, welche die individuelle oder kollektive Lebenspraxis betreffen, nicht zu entscheiden, sondern es liegt in der Autonomie dieser Praxen, zu bestimmen, ob und in welchem Umfang sie auf wissenschaftliche Erkenntnisse zurückgreifen, soll nicht einer technokratischen Bevormundung das Wort geredet werden. Selbstverständlich können sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bürgerschaftlich engagieren – dann aber gerade nicht als die Deutungshoheit beanspruchende und dadurch privilegierte Vertreterinnen und Vertreter der Wissenschaft, sondern als Bürgerinnen und Bürger.²⁷ Diese „Leidenschaftslosigkeit“ kommentiert Finke wie folgt: „Dies liegt daran, dass es einen ungeschriebenen Kodex von Verhaltensmaximen für wis-

²⁷ Vgl. hierzu auch Jung 2012.

senschaftliche Profis gibt, nach dem Forschung ‚sine ira et studio‘, also emotionslos, ohne Wut und Eifer, betrieben werden sollte. Dies ist sicherlich ein gutgemeinter Rat, aber er ist zugleich weltfremd und dafür verantwortlich, dass der engagierte Sachkenner heute eine Renaissance erlebt“ (Finke 2014: 160). Der Sache nach wird hier mit dem verinnerlichten „ungeschriebenen Kodex von Verhaltensmaximen“ der erfahrungswissenschaftliche Habitus treffend beschrieben, aber falsch kritisiert, denn die Leidenschaftslosigkeit und erworbene Fähigkeit zur Versachlichung ist kein Mangel, sondern eine genuine Kulturleistung, die eben nur aus der Perspektive der Praxis als weltfremd erscheinen muss.

In zwei Hinsichten könnte man das Modell des erfahrungswissenschaftlichen Habitus, mit dem hier das Postulat einer bruchlosen Kontinuität des Handelns von Laiinnen und Laien zu dem von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern relativiert wird, als naive, weltfremd-idealistische Konstruktion kritisieren. Zum einen lassen sich fraglos zahlreiche Personen aufzählen, die zwar nominell Fachwissenschaftlerinnen und Fachwissenschaftler sind, diesem Modell aber nur partiell oder gar nicht entsprechen und die, wie man mit Charles Sanders Peirce (1992) sagen könnte, nicht die Methode der Erfahrungswissenschaften habitualisiert haben, sondern auf die Methoden der Autorität, der Beharrlichkeit oder die Apriori-Methode vertrauen. Auch war es der Anspruch diverser Laborstudien, aufzuzeigen, dass sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Vollzug von Forschung durchaus nicht oder nicht in erster Linie an der regulativen Idee der Wahrheit orientieren.²⁸ Zum anderen kann man auf die faktischen Zustände an den Universitäten nicht erst seit der Umsetzung des Bologna-Prozesses verweisen. Dieser bedeutet allerdings einen Paradigmenwechsel insofern, als die Zerstörung der Einheit von Forschung und Lehre und damit die Verfachhochschulung der Universitäten im Namen eines stärkeren Praxisbezuges zum Programm erhoben wurden. Authentische Forschung bleibt nun weitgehend Postgraduierten vorbehalten, die sich aber gerade in einem „forschungsbereinigten“ Studium ausgezeichnet haben und daher „herausragende Fachmensen, aber nicht professionalisierte Forscher“ sind (Oevermann 2005b: 65). In beiden Hinsichten besteht die Gefahr eines empiristischen Fehlschlusses, der nicht mehr unterscheidet zwischen einem Scheitern dieses Mo-

dells an der Wirklichkeit einerseits und einem Scheitern der Wirklichkeit an diesem für die Beteiligten sehr anspruchsvollen Modell als einer realen Strukturgesetzlichkeit andererseits – in der letztgenannten Konstellation wäre das Scheitern bei seiner Verwirklichung gerade eine Bestätigung seiner Geltung. Der Habitus ist es, der den Unterschied zwischen wissenschaftlichen Laiinnen und Laien, Amateurinnen und Amateuren, Autodidaktinnen und Autodidakten etc. zu professionalisierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ausmacht und dem auch in Programmatiken wie der von „Citizen Science“ Rechnung zu tragen ist. Auch wenn man mit Recht beklagen mag, dass das Humboldtsche Universitätsideal faktisch zu „einer Einheit von Forschung, Lehre und Verwaltung“ (Finke 2014: 94) geworden ist, wäre es doch verfehlt, „Citizen Science“ zu einem Refugium der Einheit von Forschung und Lehre zu deklarieren. Das würde die in diesem Feld Tätigen nicht nur handlungslogisch überfordern, sondern auch den Blick auf die spezifischen, von Finke angeführten Potentiale verstellen, die in „Citizen Science“ für den Erkenntnisfortschritt liegen.

Literatur

- Boetticher, Ernst. 1889. *Drittes Sendschreiben über Troja*. Berlin. Abrufbar unter: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/boetticher-1889bd3>
- Bourdieu, Pierre. 1970. Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis. In *Zur Soziologie der symbolischen Formen*, S. 125–158. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1982. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Burkholz, Roland. 2008. *Problemlösende Argumentketten. Ein Modell der Forschung*. Weilerswist: Velbrück.
- Davidović, Antonia. 2009. *Praktiken archäologischer Wissensproduktion. Eine kulturanthropologische Wissenschaftsforschung*. Münster: Ugarit.
- Finke, Peter. 2014. *Citizen Science. Das unterschätzte Wissen der Laien*. München: oekom.
- Franzmann, Andreas. 2008. Biographische Ursprungskonstellationen des Wissenschaft-

²⁸ Eine exemplarische Kritik des Laborstudienansatzes hat Roland Burkholz mit einer Reanalyse von Daten aus Knorr-Cetina 1981 vorgelegt (Burkholz 2008: 85–204). Zur Übertragung dieses Ansatzes auf die archäologische Wissensproduktion vgl. Davidović 2009 und Jung 2010b.

- lerberufs. *Sozialer Sinn* 9: 329–355.
- Franzmann, Andreas. 2012. *Die Disziplin der Neugierde. Zum professionalisierten Habitus in den Erfahrungswissenschaften*. Bielefeld: transcript.
- Herrmann, Joachim. 1990. *Heinrich Schliemann. Wegbereiter einer neuen Wissenschaft*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Herrmann, Joachim und Evelin Maaß (Bearb.). 1990. *Die Korrespondenz zwischen Heinrich Schliemann und Rudolf Virchow 1876–1890*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Jung, Matthias. 2010a. „Heimathirsche“. *Hobbyarchäologen zwischen Hedonismus und Professionalisierung*. Münster: Waxmann.
- Jung, Matthias. 2010b. Rezension zu Davidović 2009. *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 51: 288–302.
- Jung, Matthias. 2011. Situative und habituelle Abwehr – Skizze eines konzeptionellen Vorschlags für die Bestimmung des Verhältnisses von Abwehr und Coping. *Psychoanalyse. Texte zur Sozialforschung* 15: 187–202.
- Jung, Matthias. 2012. Was soll und was kann eine „kritische Archäologie“ leisten? *Forum Kritische Archäologie* 1: 40–44.
- Hoernes, Moriz. 1890. Schliemanns Troja und sein Angreifer. *Nord und Süd* 53: 336–342.
- Knorr-Cetina, Karin. 1981. *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Leroi-Gourhan, André. 1980. *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Liebermann, Sascha und Thomas Loer. 2007. Krise der Kritik. Die Misere der Universität, eine Krise der Kollegialität. In Andreas Franzmann und Barbara Wolbring, Hrsgin.: *Zwischen Idee und Zweckorientierung. Vorbilder und Motive von Hochschulreformen seit 1945*, S. 195–213. Berlin: Akademie-Verlag.
- Loer, Thomas. 2008. Urszenen der Erfahrung qua Urgrund der Erkenntnis. Eine Kindheitszene Adornos als Modell. *Sozialer Sinn* 9: 357–369.
- Meyer, Ernst. 1953. *Heinrich Schliemann. Briefwechsel 1. Von 1842–1875*. Berlin: Gebr. Mann.
- Meyer, Ernst. 1955. Virchows Anteil an Schliemanns Werk. *Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft* 24: 150–164.
- Münste, Peter. 2004. *Die Autonomisierung der Erfahrungswissenschaften im Kontext frühneuzeitlicher Herrschaft. Fallrekonstruktive Analysen zur Gründung der Royal Society. 1. Theoretische Einbettung und modellbildende Analysen. 2. Weiterführende Analysen und Kritik der historischen Forschung*. Forschungsbeiträge aus der Objektiven Hermeneutik 7. Frankfurt a.M.: Humanities Online.
- Münste, Peter und Ulrich Oevermann. 2002. Die Institutionalisierung der Erfahrungswissenschaften und die Professionalisierung der Forschungspraxis im 17. Jahrhundert. Eine Fallstudie zur Gründung der Royal Society. In Claus Zittel, Hrsg.: *Wissen und soziale Konstruktion*, S. 165–230. Berlin: Akademie-Verlag.
- Niederland, William G. 1965. Analytische Studie über das Leben und Werk Heinrich Schliemanns. *Psyche* 18: 563–590.
- Oevermann, Ulrich. 1996. Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In Arno Combe und Werner Helsper, Hrsg.: *Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns*, S. 70–182. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Oevermann, Ulrich. 2005a. Wissenschaft als Beruf. Die Professionalisierung wissenschaftlichen Handelns und die gegenwärtige Universitätsentwicklung. *Die Hochschule. Journal für Wissenschaft und Bildung* 14: 15–51.
- Oevermann, Ulrich. 2005b. Bildungsideale und Strukturprobleme der Hochschulen im digitalen Zeitalter. In Klaus Kufeld, Hrsg.: *Profil durch Wissen. Bildungsideal und regionale Strategie*, S. 45–90. Freiburg: Alber.
- Peirce, Charles Sanders. 1992. The Fixation of Belief. In *The Essential Peirce. Selected Philosophical Writings* 1 (1867–1893), S. 109–123. Bloomington: Indiana University Press.

- Polanyi, Michael. 1985. *Implizites Wissen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schliemann, Heinrich. 1881. *Ilios. Stadt und Land der Trojaner: Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja*. Leipzig: Brockhaus.
- Schliemann, Heinrich. 1884. *Troja: Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen auf der Baustelle von Troja, in den Heldengräbern, Bunarbaschi und anderen Orten der Troas im Jahre 1882*. Leipzig: Brockhaus.
- Virchow, Rudolf. 1891. Gedächtnisrede. Gedächtnisfeier für Heinrich Schliemann. *Zeitschrift für Ethnologie* 23: 41–58.
- Witte, Reinhard. 2013. *Heinrich Schliemann. Auf der Suche nach Troja. Bibliothek der Entdecker*. München: Frederking & Thaler.
- Zavadil, Michaela. 2009. Ein trojanischer Federkrieg. *Die Auseinandersetzungen zwischen Ernst Boetticher und Heinrich Schliemann*. Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse. Sitzungsberichte 781. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.